

# Die Bedeutung der Frau für das heutige betriebliche Berufsleben

Von

Jürg Johannesson, Kiel

**Inhaltsverzeichnis:** Einleitung: Die Polarität der Geschlechter als berufsanthropologisches Phänomen. S. 53 — 1. Bestimmung und Berufstüchtigkeit der Frauen. S. 54. — 2. Sozialtypen der Frau nach ihrer natürlichen, sozial-biologischen Veranlagung: a) Vorbemerkung über den Begriff des Sozialtypus. S. 56. — b) Die Sozialtypen der Frau im Hinblick auf ihre Bestimmung zur Mutterschaft. S. 58. — c) Die Sozialtypen der Frau im Hinblick auf den Beruf. S. 59. — 3. Die sozialanthropologische Bestimmung der Frau im Hinblick auf ihr Verhältnis zum Beruf: a) Unterscheidung von Beruf und Privatleben. S. 63. — b) Sozialanthropologische Verschiedenheit männlicher und weiblicher Norm. S. 66. — c) Vergleich mit anderen Auffassungen. S. 68. — d) Umfeldabhängigkeit der Sozialtypen. S. 73. — 4. Einfluß der berufstätigen Frau auf das Leben im Betrieb. S. 74.

Im Anschluß an Rothackers<sup>1</sup> Begriff der Kulturanthropologie habe ich kürzlich den Umriß einer Berufsanthropologie<sup>2</sup> entworfen und gezeigt, daß innerhalb eines Betriebes ein gesundes Berufsleben nicht dadurch zustande kommt, daß — wie meistens angenommen wird<sup>3</sup> — alle Beteiligten in ihrer Auffassung von Beruf und Arbeit möglichst weitgehend übereinstimmen; sondern gesunde Verhältnisse liegen dann vor, wenn die durch Lebensalter und Temperament der einzelnen Berufstätigen bedingten, verschiedenartigen, zueinander in mehrfacher Polarität stehenden, sozialtypischen Verschiedenheiten der Berufsauffassungen eine dem jeweiligen Entwicklungsstadium des Betriebes entsprechende Mischung aufweisen. Dabei war von Berufstätigen schlechthin die Rede, ohne Unterscheidung, ob es sich um Männer oder Frauen im Beruf handelt. Eine anthropologische Betrachtungsweise sollte aber auch die Polarität der Geschlechter berücksichtigen, die fraglos nicht

<sup>1</sup> E. Rothacker: Probleme der Kulturanthropologie. In: Systematische Philosophie, herausg. v. N. Hartmann. Stuttgart-Berlin 1942. Vgl. S. 47.

<sup>2</sup> J. Johannesson: Umriss einer Berufsanthropologie, Schmollers Jahrb. 69. Jahrg. 1949. S. 661—693.

<sup>3</sup> W. Jost: Das Sozialleben des industriellen Betriebes. Berlin 1932.

ohne Einfluß auf die Zusammenarbeit der Männer und Frauen im Beruf sein kann.

Die Polarität der Geschlechter ist bisher im allgemeinen als isoliertes Phänomen im biologischen, physiologischen, soziologischen und anthropologischen Blickwinkel studiert worden<sup>4</sup>. Ihre kulturanthropologische Bedeutung, d. h. ihr integrierender Anteil am Zustandekommen und Fortbestehen von sozialen Gebilden höherer Ordnung als der der Familie war jedoch bis vor kurzem noch wenig beachtet worden. Eine sozialpsychologische Theorie des Einflusses der Geschlechter-Polarität auf Entstehen und Wachstum kulturanthropologischer Großorganismen hat kürzlich Domizlaff<sup>5</sup> entwickelt. Bei einem Großorganismus politischer, wirtschaftlicher oder sonstiger Art, z. B. einem Industriebetrieb, geht nach Domizlaff die vom unternehmerischen Geist ausgestrahlte männliche „Direktionskraft“ mit dem ihm von seiner fügsamen, helfenden und ausführenden Gefolgschaft entgegengebrachten weiblichen „Sinn“ eine sozialpsychologische Verbindung ein, die der individualpsychologischen Verbindung der Ehe analogisch ist. Es kann demnach nicht gleichgültig sein, wie in einem solchen sozialen Gebilde das anteil- und rangmäßige Verhältnis von Männern und Frauen ist.

E. Hantel<sup>6</sup> hat ferner auf Grund ihrer Erfahrungen als Betriebspsychologin auf die psycho-therapeutische Bedeutung der Geschlechter-Polarität für die sozialen Hemmungen, Verkrampfungen, Krisen und Berufsneurosen innerhalb des heutigen Berufslebens hingewiesen.

In der speziellen Anwendung auf das moderne, betriebliche Berufsleben soll die Geschlechter-Polarität im folgenden als kultur- bzw. berufsanthropologisches Phänomen untersucht werden, wodurch meine früheren Ausführungen über die Berufsanthropologie unter Berücksichtigung der von Hantel und besonders von Domizlaff gegebenen Anregungen eine m. E. wünschenswerte Ergänzung erfahren.

1. Es ist eine historische Tatsache, daß die Frau schon immer im Beruf gestanden hat. Die ältesten Wurzeln der Berufsentstehung überhaupt gehen auf die Familie zurück, in der sich die erste Arbeitsteilung auf Grund der Verschiedenheit der biologischen und seelischen Kräfte der Geschlechter entwickelt hat. Die Geschichte des Männerhauses, das den Vorläufer der heutigen Männerberufe bildet, verläuft stets neben dem Familienleben und wird durch dieses erst möglich<sup>7</sup>. Frauenarbeit

<sup>4</sup> Vgl. aus der Vielfalt der Literatur in neuester Zeit z. B. Ph. Lersch: Vom Wesen der Geschlechter. München 1947, und E. Michel: Der anthropologische Aspekt des Geschlechtlichen. Psyche I/4 1948. S. 481—502.

<sup>5</sup> H. Domizlaff: Analogik. Hamburg 1947.

<sup>6</sup> E. Hantel: Verborgenes Kräftespiel; Seelenpflege in der Industrie. Stuttgart 1947. Heft 2 der Beiträge aus der Allg. Medizin, herausgegeben von V. v. Weitzsäcker.

<sup>7</sup> Vgl. M. Weber: Wirtschaftsgeschichte. München und Leipzig 1924. S. 50—51. Ferner Hedwig Maaß: Von Frauenarbeit zu Frauenfabrikarbeit. Diss. Heidelberg 1948. S. 12.

und Frauenberuf hat es also schon immer gegeben. Es wäre denkbar, daß die Frau nur für ganz bestimmte Berufsarten, in der heutigen Zeit beispielsweise den Lehrerinnen- oder Fürsorgeberuf, den der Schneiderin, Putzmacherin, Ärztin, Krankenpflegerin usw. bestimmt ist, während ihr die meisten übrigen Berufe, besonders die Fabrik- oder Büroarbeit nicht gemäß sind, und daß sie in jedem Falle eine andere Einstellung zum Beruf haben müsse als der Mann, weil hinter oder neben jeglicher Berufstätigkeit als eigentliche Bestimmung der Frau doch immer die Mutterschaft stünde. Folgende Meinung ist verbreitet: während für den jungen Mann im Beruf das Fernziel der spätere Erfolg im Beruf sei, habe das junge Mädchen das Fernziel der Heirat. Während der Mann im Beruf Erfüllung finde, sei der Beruf für die ältere Frau nur Ersatz für die Nichterfüllung ihrer eigentlichen Bestimmung oder schwerlastender Nebenberuf neben ihrem Haushalt. Diese Unterscheidung ist jedoch zu schematisch; sie trifft immer nur für den Durchschnitt zu. Martha Moers<sup>8</sup> betont z. B. in diesem Zusammenhang, daß nicht selten der Mann weibliche und die Frau männliche Züge aufweist, so daß sich männliche und weibliche Mentalität überschneiden. Die Frau kann z. B. „eine sehr gute Geschäftsfrau sein, denn der Erwerbssinn bzw. der Besitztrieb ist bei ihr nicht kleiner als beim Manne“ (S. 143). L. von Wiese<sup>9</sup> weist im Anschluß an Strindberg daraufhin, daß die Frau sogar materieller und dazu listiger, im Kampf ums Dasein auf dem Gebiet der Intrige und Diplomatie daher erfolgreicher sei als der Mann: „Fast alle Frauen, die auf Thronen saßen, sind irgendwie hervorragende Herrscher gewesen. Die Kunst zu regieren ist nicht ausschließlich männlich.“ Es ist ferner von altersher bekannt, daß z. B. gewisse manuelle Fertigkeiten, wie etwa das Stricken, Sticken, Spinnen und in der modernen Fabrikarbeit z. B. die Tätigkeit am Fließband und in der Wickelei der Frau im allgemeinen mehr liegen als dem Manne. Eine intelligente gebildete Frau, die als Direktionsekretärin eine mittlere und mittelmäßig bezahlte Position bekleidet, ist nach meinen Erfahrungen nicht selten gleich oder höher gestellten männlichen Büro- und Verwaltungsbeamten mit besserer Bezahlung beruflich weit überlegen, weil sie unter den Frauen über den Durchschnitt hinausragt, während die Männer in solchen Stellungen fast regelmäßig Durchschnitt sind.

Daß die Frau dem Manne an Berufstüchtigkeit nicht nachzustehen braucht, ist demnach nicht zu bezweifeln. Aber es ist zu beachten, daß

---

<sup>8</sup> Martha Moers: Frauenerwerbsarbeit und ihre Wirkungen auf die Frau. Recklinghausen o. J., nach dem Literaturverzeichnis jedenfalls nach 1943 gedruckt. S. 51, 143.

<sup>9</sup> L. v. Wiese: Strindberg. Ein Beitrag zur Soziologie der Geschlechter. München 2. Aufl. 1920. S. 53, 61—62.

bei solchen Vergleichen vielfach die hervorgehobene Frau mit dem normalen Manne in Konkurrenz erscheint. Dies verleitet wiederum nicht selten zu fehlerhaften Überbeurteilungen der Frau. So behaupteten z. B. wiederholt Leiterinnen von Berliner höheren Mädchenschulen, deren Primen ja als eine Vorstufe zur akademischen Berufsausbildung anzusehen sind, daß die Mädchen zum wissenschaftlichen Studium begabter seien als Jungen. Geradezu verblüffend zeigte sich eine solche scheinbare Überlegenheit bei den Extraneer-Abiturientenprüfungen, denen sich die Mädchen in den ersten Jahren der Frauenbewegung unterziehen mußten, als die höheren Mädchenschulen staatlich noch nicht anerkannt waren und deshalb selbst keine Reifeprüfung abnehmen durften (Helene Lange<sup>10</sup>). Daß hierbei die weibliche Elite, der beispielsweise die Töchter von Harnack und Helmholtz angehörten, die normalen Knabenleistungen weit in den Schatten stellten, darf nicht Wunder nehmen<sup>11</sup>. Den Durchschnitt der technisch-konstruktiven Leistungen von Knaben und Mädchen hat Elisabeth Luckert<sup>12</sup> verglichen. Sie hat die Leistungen in fünf Gruppen: sehr gut, gut, mittel usw. aufgeteilt und erhält sowohl für die Knaben- als auch für die Mädchenleistungen eine etwas unsymmetrische Zufallverteilungskurve (Gaußsche Fehlerkurve), bei der die Leistungen der Mädchen stets etwas unter den Knabenleistungen liegen.

Aus diesen Beispielen, die sich beliebig vermehren ließen, folgt erstens, daß auch die Frau durchaus berufstüchtig ist und daß daher ihre an sich anders geartete biologische Bestimmung die Berufstüchtigkeit nicht ausschließen kann. Zweitens folgt daraus, daß man, um lebensnah zu bleiben, überhaupt nicht nur von einer Bestimmung der Frau sprechen darf, weil man damit immer nur den sogenannten Durchschnitt, d. h. eine mittlere Gruppe von Frauen trifft. Da aber die Frauen untereinander ebenso große Verschiedenheiten an Charakter und Fähigkeiten wie die Männer untereinander aufweisen, so kann man auch nur verschiedene Bestimmungen der Frauen aufzeigen, ebenso wie man eine Reihe ganz verschiedener Sozialtypen<sup>13</sup> der berufstätigen Männer unterscheiden muß.

2a. Anstatt zu fragen: wie verhält sich die Frau zum Beruf, muß also das Problem der verschiedenen Frauen im Beruf behandelt wer-

<sup>10</sup> Helene Lange: Lebenserinnerungen Berlin 1930 (1. Aufl. 1920). S. 211.

<sup>11</sup> Ich verdanke Einzelheiten den Mitteilungen meines Vaters Paul Johannesson, der der speziellen Prüfungskommission für diese Extraneer-Prüfungen angehörte.

<sup>12</sup> Elisabeth Luckert: Vergleichende Untersuchungen der praktischen Intelligenz von Knaben und Mädchen. Ein Beitrag zur Frage des Industrieinsatzes der Frau. Diss. 1944; unveröffentlicht. Zitiert nach M. Moers, S. 49—50.

<sup>13</sup> J. Johannesson: Sozialtypen des Berufs. Kölner Zs. f. Soziologie Band II, Heft 1. 1949. S. 48—77.

den. Dazu ist im voraus zu fragen, welche verschiedenen Bestimmungen die Natur den Frauen zugedacht hat: auf welche Weise sie sich auf Grund ihrer natürlichen, sozial-biologischen Veranlagung in die Gemeinschaft einordnen. Mit anderen Worten: welches die Sozialtypen der Frau sind.

Unter „Sozialtypen“ verstehe ich dabei<sup>14</sup> diejenigen typischen Erscheinungsformen des menschlichen Daseins, durch die die Weise charakterisiert ist, auf die der einzelne seine subjektiven Ansprüche auf die Belange der menschlichen Gesellschaft abstimmt. Die Sozialtypen sind grundsätzlich zu unterscheiden erstens von den Individualtypen, beispielsweise nach Kretschmer, Jaensch, Jung, die die Konstitution, Fähigkeiten und Mentalität des einzelnen unabhängig von seiner Einordnung in gesellschaftliche Gruppen charakterisieren und denen jeder einzelne von Geburt oder frühester Kindheit an schicksalhaft zugehört. Sie sind zweitens zu unterscheiden von den Universaltypen, z. B. nach Spranger, die die obersten überpersönlichen Wertformen der menschlichen Gesellschaft klassifizieren und solche gesellschaftlichen Forderungen an den einzelnen Stellen, bei denen Ansprüche, die der einzelne kraft seiner Individualität macht, nicht berücksichtigt werden. Nach Universaltypen gliedern heißt also, eine Aussage darüber machen, welchem überpersönlichen Wert ein einzelner unterworfen ist. Nach Sozialtypen gliedern heißt dagegen, eine Aussage darüber machen, ob und in welchem Maße ein einzelner irgendeinen überpersönlichen Wert durch tätiges Handeln anerkennt und welche praktischen Konsequenzen er aus dem Wettstreit allgemeiner und persönlicher Belange grundsätzlich zieht.

Ich habe den Begriff des Sozialtypus zunächst für das Anwendungsgebiet des Berufs entwickelt und vier Sozialtypen des Berufs unterschieden. Jemand, den der Beruf so vollständig ausfüllt, daß er ein Privatleben überhaupt nicht führt, gehört zum Typus des reinen Berufsmenschen. Wer umgekehrt den Beruf als solchen nicht ernstnimmt, sondern als bloße Beschäftigung im Rahmen seiner sonstigen privaten Interessen betreibt, verkörpert den Typus des reinen Privatmenschen. Diese beiden Typen vermögen Privates und Berufliches nicht miteinander zu vereinen, sondern haben das eine zugunsten des anderen in ihrem Lebensplan verdrängt. Der Typus des Korrekten führt ein zweigleisiges Leben, in dem Dienst und Feierabend einander in bestimmtem Rhythmus abwechseln. Schließlich gibt es noch den vierten Typus, dem Beruf und Privatleben zu einer unlösbaren Einheit verschmolzen sind, der jedes private Vorhaben unter beruflichen Rücksichten durchführt und dem umgekehrt jede berufliche Pflicht gleichzeitig die Erfüllung privater Wünsche vermittelt. Diesen Typus habe ich — weil sein ganzes

<sup>14</sup> Vgl. Anm. 13.

Berufsleben von persönlichen Beziehungen getragen wird — als Projektionstypus bezeichnet, welche Bezeichnung allerdings erst durch eine eingehendere Untersuchung gerechtfertigt erscheint.

b) Das Problem der Frauentypen behandelt in ähnlichem Zusammenhang Martha Moers<sup>15</sup>. Sie stellt drei verschiedene Arten von Typeneinteilungen auf. Sie unterscheidet erstens vier Konstitutionstypen, je nach dem Einfluß, den äußere Einwirkungen auf das körperlich-seelische Gleichgewicht der Frauen hervorrufen: das Gleichgewicht kann entweder allgemein stabil oder allgemein labil sein, oder es kann speziell die körperliche oder die seelische Komponente leichter angegriffen werden. So zutreffend und brauchbar diese Typeneinteilung an sich auch ist, so muß doch grundsätzlich dagegen eingewandt werden, daß hiermit nicht spezielle Frauentypen, sondern menschliche Konstitutionstypen schlechthin aufgezeigt sind, die ebensogut auf den Mann bezogen werden können. Es handelt sich um eine Kreuzung von Kretschmers an Körperbau und Gebärde orientierten Typen der Zyklothymen und Schizothymen mit Jungs an der Seelenhaltung gemessenen Introversions- und Extraversionstypen.

Derselbe Einwand ist zweitens gegen die Einteilung nach der verschiedenen Einstellung der Frau zum Beruf zu erheben. Hier sind nämlich im wesentlichen die Sprangerschen Universaltypen unterschieden: die materielle (dieser Typus ist noch geteilt in die Hinwendung zum Geld an sich oder zum äußerlichen Lebensgenuß), schaffensfreudige, zielstrebige, soziale, vitale und ethische Grundhaltung; auch diese Typen treffen selbstverständlich genau so auf den Mann zu wie auf die Frau.

Zur Behandlung des speziellen Problems, wie die Frauen mit und neben den Männern im Beruf stehen, können diese beiden Typologien daher nichts Besonderes beitragen.

Spezifische Frauentypen sind dagegen drittens die Formen der Mütterlichkeit, die M. Moers von Hildegard Hetzer<sup>16</sup> übernimmt. Es gibt 1. die „geordnete Mutter“, die „Mann und Kindern gerecht wird“; 2. die „ungeordnete Mutter“, die ganz auf sich eingestellt ist, die Mann und Kinder als Mittel zum Zweck der Verwirklichung ihrer eigenen Wünsche betrachtet; 3. die „Mutter ohne Abstand vom Leben“, die stumpf und geduldig ist, instinktiv erzieht und im Grunde überhaupt keine Einstellung hat; 4. „die triebhafte Mutter“, die plan- und ziellos, aus Affenliebe das Kind — es sei hinzugefügt auch den Mann — als Spielzeug zur Befriedigung ihrer triebmäßigen Hinwendung zum Kinde

<sup>15</sup> Vgl. Anm. 8, S. 54—64.

<sup>16</sup> Hildegard Hetzer: Mütterlichkeit. Psychologische Untersuchungen der Grundformen mütterlicher Haltung. Leipzig 1937.

— bzw. zum Manne — auffaßt. Diese vier Typen, die am Verhältnis der Frau zum Kinde entwickelt wurden, sind offenbar in entsprechender Weise auch auf das Verhältnis der Frau zum Manne zu beziehen. Es handelt sich nämlich hier um Sozialtypen, die die Art und Weise gliedern, wie die Frau ihre aus sinnlicher Triebhaftigkeit — zum Manne oder Kinde — entspringenden persönlichen Ansprüche mit ihren sozialen Pflichten vereinigt. Der Mutter ohne Abstand vom Leben fehlt jeglicher Eros; sie ist nur soziales Geschöpf. Die triebhafte Mutter kennt überhaupt keine Pflichten, sondern lebt nur ihren Trieben. Die geordnete Mutter hat beides und erkennt den Pflichten und Trieben das rechte Maß zu, während der ungeordneten Mutter beides zusammenfließt: die Pflichten sind für sie Mittel der Trieberfüllung; sie lobt, straft, erzieht nicht aus einem sozialen Ethos, sondern aus Liebe, Haß und Eifersucht. Man erkennt hier dasselbe Schema wieder, nach dem soeben — in der Vorbemerkung — die Aufstellung der Berufstypen umrissen worden ist.

Diese Verwandtschaft mit den Berufstypen darf aber nicht dazu verleiten, einfach die Frauentypen den Berufstypen zuzuordnen. Man könnte etwa so zuordnen, daß die Mutter ohne Abstand vom Leben den reinen Berufsmenschen, die triebhafte Mutter den Privatmenschen, die geordnete Mutter den Korrekten und die ungeordnete Mutter den Protektionstypus verkörpert. Aber H. Hetzer zeigt, daß ihre Typen in verschiedener Hinsicht ineinander übergehen können. Von den ungeordneten Müttern heißt es z. B., „daß sie, vor große Schwierigkeiten gestellt, nur zu leicht in die Gruppe der triebhaften Mutter abgleiten“. Andererseits wird der Fall einer triebhaften Mutter als durchaus berufstüchtig geschildert. Die Entsprechung zwischen den Muttertypen und den Berufstypen ist also keine umkehrbar eindeutige, sondern eine komplizierte Wechselbeziehung, die zu vielen Untertypen führt und hier nicht weiter erörtert werden soll.

Es ist aber noch zu untersuchen, welche wenigstens etwas übersichtlicheren Beziehungen sich zwischen den Frauentypen und den Berufstypen erkennen lassen, wenn man sich — wie bereits angedeutet — an der Einstellung der Frau nicht zum Kinde, sondern zum Manne orientiert.

c) Das äußere Verhältnis der Frau zum Mann kennzeichnet ihre soziale Stellung in Familie, Gesellschaft und Beruf. Es gibt in dieser Hinsicht vier Möglichkeiten, die das Frauenschicksal einschließt: 1. Die unverheiratete junge Frau bzw. das junge Mädchen; als Hauptvertreterin dieser Gruppe sei die „Geliebte“ hervorgehoben. 2. Die unverheiratete ältere Frau; hier sei der Typus der „Tante“ unterstrichen. 3. Die verheiratete Frau ohne Kind soll in der Hauptsache „Gattin“ heißen, während 4. die verheiratete Frau mit Kind die „Mutter“ ist.

Diese Einteilung nach der sozialen Stellung der Frau mag zunächst äußerlich und schematisch erscheinen, da selbstverständlich die Frauentypen nicht an die soziale Stellung verhaftet sind und diese sogar durch das heutige Berufsleben an Bedeutung stark verloren hat. H. Hetzer weist beispielsweise darauf hin, daß Mütterlichkeit durchaus nicht an Mutterschaft gebunden ist und umgekehrt Mutterschaft nicht immer von Mütterlichkeit begleitet zu sein braucht. Das Thema gliedert sich aber sehr klar und läßt sich einfach behandeln, wenn man von der sozialen Stellung ausgeht. Die Formen der geschiedenen, verwitweten und wiederverheirateten Frau mit und ohne Kind sowie das junge oder ältere Mädchen mit Kind können als bloße Spielarten außer Acht gelassen werden. Auch Untertypen, die sich durch ein Divergieren der Frauentypen mit ihren tatsächlichen sozialen Stellungen ergeben, sollen fortgelassen werden, obgleich solche Erscheinungen z. B. in Zeiten notorischen Männermangels und überhaupt nach Kriegen eine hervorragende Rolle spielen.

Leitmotiv des folgenden Gedangengangs ist es, die Hetzerschen Mütterlichkeitstypen in Formen des inneren Verhältnisses der Frau zum Manne, d. h. in Formen der Fraulichkeit umzudeuten. Hierbei muß man sich allerdings auch wieder bewußt bleiben, daß sich beide Arten von Typen nicht einfach umkehrbar eindeutig entsprechen, sondern beide Typenarten stehen nur in einer strukturellen Analogie zueinander, die durch die folgenden Gegenüberstellungen einen näherungsweise orientierenden Ausdruck findet. Die „Geliebte“ entspricht im wesentlichen der triebhaft, außerhalb jeglicher Pflichten handelnden Frau; die „Tante“ entspricht weitgehend der Frau ohne Abstand vom Leben, die trieblos sachlich, ohne Du-Beziehung eingestellt ist; die „Gattin“ entspricht in großen Zügen der ungeordneten Frau, die zwischen Pflichten und Trieben nicht unterscheidet; während die „Mutter“ am meisten der geordneten Mutter entspricht, die die klare Linie zwischen Trieben und Pflichten einhält.

Betrachten wir diese Zusammenhänge im einzelnen.

Die unverheiratete junge Frau bzw. das junge Mädchen schließt zwar eigentlich die Möglichkeit sämtlicher Typen ein, da sie am Anfang der Entwicklung steht. Aber auf Grund verschiedener körperlich-seelischer Konstitutionen sind der einen Frau manche Wege zugänglicher als der anderen, während ihr andere Wege verschlossen sind. Es sind nicht alle Frauen charakterlich oder überhaupt biologisch zur Mütterlichkeit oder zur Mutterschaft bestimmt.

Unter den jungen Mädchen zeichnen sich im Beruf sehr bald Typen ab, die durch Vereinigung von Frigidität, Zuverlässigkeit und Geschick die für immer berufstätige Frau ankündigen, die im Beruf auch später immer Gutes leistet und in der Familie die Rolle der Tante spielt. Man



kann von ihr nicht sagen, daß sie ihr Ziel verfehlt habe und ihr Leben mit Resignation abschließen müsse. Man darf sich nicht auf die organische Veranlagung beziehen, die scheinbar unzweideutig darauf hinweise, daß diese Frau eigentlich hätte Kinder gebären sollen. Die Natur verfährt verschwenderisch mit ihren Gaben, sie „gibt reichlich und gern“ und erwartet nicht, daß jede gebotene Möglichkeit ausgeschöpft werde. Die berufstätige Lehrerin oder Registratorin hat durchaus ihr Ziel und ihre Bestimmung vollendet, wenn sie mit ihrem Los zufrieden ist. Ob sie zufrieden ist, hängt weniger von ihrem Los als von ihrem Charakter ab; Zufriedenheit muß nicht notwendig ein Sichabfinden sein. Die Frau, die resigniert, befindet sich im Grunde in der gleichen Lage wie der resignierende Mann, der mit der Stufe, die er innerhalb seiner Berufslaufbahn erklimmen hat, unzufrieden ist und vermeint, eigentlich zu etwas Besserem, Höherem bestimmt gewesen zu sein.

Aber auch die andere Gruppe unverheirateter junger Frauen, die wir kurz als Geliebte bezeichnen wollen, ist im Berufsleben frühzeitig zu erkennen; es sind die, die bald heiraten, um sich im Verlauf einer normalen Entwicklung in die anderen Typen der Gattin und Mutter zu verwandeln oder aber auch als verheiratete Frauen mit oder ohne Kinder in ihrer charakterlichen Entwicklung stehen bleiben, obgleich sie äußerlich in eine veränderte soziale Stellung gerückt sind. Diese Frauen sind sehr klar unter den Typus des Privatmenschen einzuordnen, da sie ganz auf die Beziehung zum anderen Einzelmenschen eingestellt sind.

Der Typus der Tante ist auf den weiblichen Berufsmenschen beschränkt, der zeitlebens entweder im öffentlichen Berufsleben steht oder im Haushalt die Rolle der geduldigen Arbeiterin, Helferin und Betreuerin spielt und u. U. besonders tüchtig ist. Dieser Typus rekrutiert sich hauptsächlich aus unverheirateten Frauen sowie aus Witwen und geschiedenen Frauen. Selbstverständlich gibt es auch unter den verheirateten Frauen Angehörige dieses Typus, die H. Hetzer als Mütter ohne Abstand vom Leben bezeichnet; sie sind nach Hetzer verhältnismäßig kinderreich und treten, da sie außer den Kindern auch noch den Mann zu versorgen haben, im öffentlichen Berufsleben weniger häufig in Erscheinung als die übrigen Typen. Die Gattin ist eine verhältnismäßig häufige Erscheinung im Berufsleben. Sie ist als kinderlose Frau eines berufstätigen Mannes besonders heute nicht selten ebenfalls berufstätig, nach Möglichkeit im gleichen Betrieb; sie ist die Geschäftsfrau, die im selbständigen Geschäftshaushalt mitwirkt, den Mann verdoppelt, oder sie ist die Betriebsangestellte, die zu einem Kollegen oder Vorgesetzten ein einseitiges oder zweiseitiges Verhältnis hat. In jedem Falle sind Berufs- und Privatleben bei ihr so eng miteinander verschmolzen, daß sie eindeutig zum Protektionstypus gehört.

Die Mutter ist nach Hetzers Aufstellung hauptsächlich in widerstandsfähigen Familien anzutreffen (S. 50) und hat daher als verheiratete Frau verhältnismäßig wenig Gelegenheit, im öffentlichen Berufsleben zu erscheinen. Unter den jungen Mädchen bildet dieser Typus meistens diejenige Gruppe von Berufstätigen, die einen Freund außerhalb des Betriebes haben und im Betriebe selbst als korrekt und angenehm erscheinen, jedoch meist nur eine verhältnismäßig kurze Gastrolle geben, um sich entweder zu verheiraten oder aus häuslichen Gründen die Stellung zu wechseln.

Die skizzierte Übersicht über die Frauentypen zeigt, daß sich die Frauen zwanglos in dieselben Sozialtypen des Berufs einordnen lassen wie die Männer<sup>17</sup>. Das Resultat ist demnach dies, daß das biologisch-seelische Anderssein der Frau, aus dem die Sozialtypen der Frau abgeleitet waren, für sich allein noch keinen entscheidenden Einfluß auf das Berufsleben haben kann. Bemerkenswerterweise sind auch viele der Beispiele, die Martha Moers<sup>18</sup> behandelt, durchaus nicht Phänomene, die das spezifisch Weibliche am Beruf charakterisieren; es handelt sich vielmehr um Erscheinungen des Berufslebens überhaupt, die zufällig an weiblichen Vertretern des Berufslebens studiert wurden. Wenn sie beispielsweise (S. 143) von dem ausgeprägten Lebenshunger spricht, der die jungen Mädchen im Berufsleben auszeichnet, so kann dieser Lebenshunger bei den jungen Männern, die ja auch gleichzeitig mit dem Eintritt in den Beruf „ins Leben treten“, nicht geringer veranschlagt werden. Was hier in der Entwicklung der Frau anders ist, ist eine gewisse zeitliche Verschiebung der Phase, mit der der Lebenshunger einsetzt, weil die Frau im Durchschnitt früher reift als der Mann.

Ein anderes Beispiel sind nach M. Moers die Ängstlichkeit und Nervosität, die die jungen Stenotypistinnen hemmen; ihre Arbeitssituation gleiche einem ständigen Examen durch den Chef, der ihr diktiert. Dieses Phänomen ist richtig beobachtet, trifft aber auf den jungen Mann genau so zu, der unter den Augen des Vorgesetzten beispielsweise im Laboratorium irgendeine Apparatur bedienen oder aufbauen soll oder im Büro in knapper und verständlicher Form Auskunft über einen Aktensachverhalt zu geben hat. Es handelt sich also um ein besonderes Phänomen der ersten Stufe der zeitlich aufeinanderfolgenden Berufsstadien, auf der sich der Anfänger in sein Aufgabengebiet einarbeitet.

Das gleiche gilt für die Beobachtung, daß Stenotypistinnen meistens junge Mädchen seien, was damit erklärt wird, daß dieser Beruf zu

---

<sup>17</sup> Vgl. Anm. 2, S. 663 f.

<sup>18</sup> Vgl. Anm. 8.

aufreibend sei, um auf die Dauer durchgehalten werden zu können. Tatsächlich handelt es sich aber auch hier einfach darum, daß die Angestelltenposition der Stenotypistin den ersten Stufen der Berufsstadien angehört und infolgedessen ein Durchgangsstadium für alle diejenigen Mädchen bedeutet, die nicht im Beruf bleiben, weil sie beispielsweise heiraten. Die erfahrenen Stenotypistinnen schaffen sich allmählich besser bezahlte Positionen und rücken in Sekretärinnen-, Kontoristinnen- oder Verwaltungsstellen auf. Der begehrte Posten der Sekretärin ist oft sogar aufreibender als der einer Stenotypistin. Die späteren Berufsstadien sind bei der Frau jedoch genau wie beim Manne verantwortungsvoller und mehr disponierender als ausführender Art.

3a. Das Resultat der bisherigen Überlegung bestand kurz gesagt darin, daß sich aus der biologischen Bestimmung der Frau keine spezifische Einstellung der Frauen zum Beruf aufzeigen läßt, die wesensmäßig von der Einstellung der Männer zum Beruf verschieden wäre. Man gelangt vielmehr im Einklang mit Hildegard Hetzers und Martha Moers' sozialbiologischen Diskussionen zu Frauentypen, die sich im wesentlichen mit den Sozialtypen des Berufs überhaupt decken. Bei dem Bemühen, sich als erwachsener Mensch in die Gesellschaftsordnung einzugliedern, unterliegen die Frauen im wesentlichen denselben Bedingungen und Notwendigkeiten wie die Männer. Aus einer Analyse der bloß natürlichen Veranlagung der Frau, d. h. aus dem endothyemen Grund ihres Charakters (Lersch<sup>19</sup>) läßt sich also noch kein befriedigender Ansatz für das Berufsproblem gewinnen. Es daher notwendig, den personalen Oberbau des weiblichen Charakters mit in Betracht zu ziehen und die höhere geistige Bestimmung der Frau im Hinblick auf unser Problem zu erörtern.

Es soll versucht werden, eine Klärung des Problems, worin sich die Gesamteinstellung zum Beruf bei den Frauen von derjenigen der Männer grundsätzlich unterscheidet, von sozialanthropologischer Seite her herbeizuführen.

Zu diesem Zweck sei zunächst eine klare Unterscheidung von Beruf und Privatleben vorangestellt, wie sie übrigens auch meiner Unterscheidung der Sozialtypen des Berufs<sup>28</sup> zugrunde liegt. Die Polarität von Beruf und Privatleben ist ein Phänomen, das unser heutiges Gesellschaftsleben maßgebend beherrscht. Versucht man aber eine klare Grenzlinie zwischen Beruflichem und Privatem zu ziehen, so stößt man auf Schwierigkeiten, wenn man die bisher üblichen Auffassungen zugrunde legt.

---

<sup>19</sup> Ph. Lersch: Aufbau des Charakters. Leipzig 1942.

<sup>20</sup> Vgl. Anm. 13.

Die bisher üblichen Unterscheidungen waren statischer Art. Zahn<sup>21</sup> z. B. unterschied nach der ökonomischen Wirkung beruflicher und privater Handlungen, d. h. nach dem finanziellen Erfolg. Solche Handlungen, die jemanden ganz oder teilweise ernähren, d. h. die Geld einbringen, wurden zum Beruf gerechnet, während die übrigen Beschäftigungen als privat bezeichnet wurden. Hiernach wäre z. B. jede ehrenamtliche Tätigkeit, auch wenn sie den Tätigen zeitlich und der inneren Befriedigung nach ganz ausfüllt und im Verein mit bezahlten Kollegen, d. h. Berufstätigen, ausgeführt wird, privat, während der bloßen Entspannung dienende Beschäftigungen, z. B. die Arbeit im Schrebergarten, dann zum Beruf würden, wenn ein ökonomisch verwertbarer Ertrag daraus entsteht. Dem Umstande, ob jemand sich zu einer solchen — in irgendeiner Form bezahlten — Tätigkeit berufen fühlt oder öffentlich bekennt (Profession), trägt die ökonomische Unterscheidung keine Rechnung; dieser Gesichtspunkt aber liegt der ursprünglichen Wortbedeutung von Beruf und Profession fraglos zugrunde.

Derselbe Einwand ist gegen die andere verbreitete Unterscheidung zu erheben, Beruf sei die Tätigkeit, die regelmäßig und vertragsmäßig abgeleistet werde. Dieser Definition entschlüpft jedes unternehmerische Tun, das in eigener Regie durchgeführt wird; und zwar nicht nur die freie, ungebundene Tätigkeit des Künstlers, Gelehrten oder Wirtschaftsunternehmers, sondern auch jede Mehrleistung, die über den Rahmen eines Angestelltenvertrages hinausgeht, z. B. jede Gefälligkeit oder Hochherzigkeit, überhaupt jede freie Initiative, die dem täglichen Dienst die Würde einer ethischen Tat verleiht und die Idee eines Berufsethos begründet und rechtfertigt.

Sowohl Erfolg als auch Leistung sind statische Begriffe, die etwas Fertiges, Abgeschlossenes bezeichnen. Der Beruf ist jedoch etwas, was den Menschen durch sein Leben ständig begleitet und ihn innerlich erfüllt. Dies besagt auch die Redeweise: man „stehe im Beruf“. Der Beruf ist ein Prozeß in und mit dem der Mensch sich entwickelt.

Faßt man aber den Beruf dynamisch auf, so muß es für ihn ein Ziel geben, im Hinblick auf das die Berufstätigkeit ausgeübt wird. Berufliches und privates Handeln muß sich demnach soziologisch dadurch unterscheiden lassen, daß man fragt, für wen und im Hinblick auf wen man jeweils handelt. Die Antwort hierauf kann dann nur diese sein: was ich für ein anderes Du oder für einige, bestimmte andere Persönlichkeiten, z. B. Familienangehörige oder Freunde, tue, zu denen ich in echter Du-Beziehung stehe, ist gewiß nicht berufliches Handeln, sondern privat. Berufliches Handeln dagegen vollzieht sich im Hinblick auf „irgend jemanden“, auf ein „man“, auf größere

<sup>21</sup> Fr. Zahn: Beruf. Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Jena 1924.

Gruppen von Menschen, zu denen ich in einer Ihr-Beziehung stehe (v. Wiese<sup>22</sup>), von denen jedes Mitglied für mich — wenigstens im Hinblick auf mein berufliches Handeln — kein Du, sondern bloßer Repräsentant der Gruppe ist, für die ich tätig bin (z. B. irgend jemand aus der Gruppe des Kundenkreises).

Privatleben führt man also im Hinblick auf Personen; Beruf treibt man dagegen im Hinblick auf Gruppen. Dieser Satz läßt sich natürlich nicht umkehren: nicht alles Leben und Handeln im Hinblick auf Gruppen ist Beruf. Die gesamte menschliche Entwicklung und Daseinsentfaltung ist vielmehr zweigesichtig auf Personen einerseits und Gruppen andererseits angelegt und beherrscht daher insbesondere auch den Gegensatz von Beruf und Privatleben. In diesen großen Entwicklungsgegensatz ist der Mensch von Geburt an hineingestellt, da er nicht als einzelner, sondern stets im Rahmen der Familie — im weitesten Wortsinn —, d. h. allgemein gesprochen, in einer kleinen, übersehbaren Urgruppe von Menschen aufwächst, aus deren Verband sich für ihn erst allmählich die Du- und die Ihr-Beziehungen entwickeln. In dieser Sicht stellt sich das Privatleben als „Verichtung“, als einengende Daseinsentfaltung dar, die sich aus der Urgruppe der Familie herauslöst und den Weg über das andere persönliche Du nimmt: Wettstreit mit Personen. Dieser Entwicklung wird das Gleichgewicht gehalten durch eine Entwicklung ins Große mit der Tendenz zum Ihr, die über den Rahmen der ursprünglichen Familiengruppe hinausdrängt und den Weg über andere, jenseits der Familiengrenze angetroffene Menschengruppen führt: ein Wettstreit mit Gruppen. Während die Hinwendung zum einzelnen Du auf eine Persönlichkeit trifft, die als solche unvertretbar ist, sind die Menschengruppen in die große Zahlen der Gesellschaftsphänomene eingebettet und der Macht der Massenpsychologie unterworfen; sie sind daher als bloße Repräsentanten durch andere und anderes ersetzbar, sind bloße Positionen im sozio-psychischen Umfelde, die selbst durch Sachen oder sachliche Belange vertreten werden können. Die reine Fabrik als abstraktes Berufspheänomen wäre ein Maschinenpark. Eine derartige Abstraktion gibt es aber nicht; sondern in das Berufsleben ist stets und grundsätzlich Privatleben eingeschmolzen, das den Maschinenpark belebt und den beruflichen Betrieb zur daseinswürdigen menschlichen Gemeinschaft macht.

Jeder Mensch hat also, ob Mann oder Frau, von beiden Entwicklungstendenzen etwas trotz der unterschiedenen Sozialtypen, die als Extremtypen zur gedanklichen Aufsplitterung und zum Verständnis des Ganzen aufgestellt worden sind. Er geht in seiner Entwicklung stets

---

<sup>22</sup> L. v. Wiese: *Homo sum*. Jena 1947. S. 128 ff.

in beiden gekennzeichneten Richtungen aus der Urgruppe der Familie hervor.

b) Beachtet man dies, so erweisen sich die beiden Gruppen von männlichen und weiblichen Sozialtypen, obgleich sie einander grundsätzlich entsprechen, ihrer Tendenz nach als verschieden. Die Sozialtypen der Mutter, Gattin, Geliebten und der Tante und erst recht die entsprechenden Mütterlichkeitstypen von Hildegard Hetzer beziehen sich in erster Linie auf die Familie und sind aus einer Erörterung der familiären Verhältnisse begrifflich gewonnen worden. Der Rahmen, aus dem sie abgehoben worden sind, das Ganze, auf das sie sich beziehen, ist die Familie, und zwar das Innere der Familie. Es stellte sich nachträglich heraus, daß diese Typen auch im Berufsleben anzutreffen sind. Umgekehrt waren die Sozialtypen des Berufs von vornherein auf die Durchleuchtung der Berufsverhältnisse hin entwickelt worden. Dieser Beruf war vornehmlich als ein Männerberuf vorgestellt worden. Erst nachträglich hatte sich gezeigt, daß diese Berufstypen auch für die Frauen Gültigkeit haben.

Bezieht man das Wesen des Mannes und der Frau auf den Umkreis der Familie, der für beide Grenze und Ausgangsort ihres Strebens ist, so läßt sich ohne Umschweife sagen, daß die Frau mehr dem inneren Bezirk und der Mann mehr dem äußeren Bezirk dieser Grenze zugewandt ist. Diese Verschiedenheit ist also eine Verschiedenheit des Mehr oder Minder, eine Verschiebung des Schwerpunktes, da ja beide grundsätzlich an beiden Bezirken Anteil haben. Trotzdem ist der Unterschied mehr als eine bloße Relativität.

Wendet man Goethes Bild vom Ein- und Ausatmen auf die doppelte Daseinsentfaltung an, so darf man nicht den Vergleich so ziehen, daß man sagt: die Verinnerlichung entspricht der Phase des Einatmens, die mit der Erweiterung als der Phase des Ausatmens wechselt. Die beiden polaren Wege nach innen und außen pulsieren vielmehr gleichzeitig und nehmen am Ein- und Ausatmen gleichzeitig teil. Es besteht aber beim Manne und bei der Frau eine verschiedene Hinwendung zum Selbst und zur Welt: für die Frau ist die Welt der Kontrapunkt zum Selbst, das für sie der eigentliche Bezugspunkt des Daseins ist. Für den Mann ist das Selbst der Kontrapunkt zur Welt, die für ihn der eigentliche Bezugshorizont des Daseins ist. Der Atem des Mannes und der Frau pulsieren gegeneinander mit entgegengesetzter Phase.

Mann und Frau haben demnach für ihre an sich gleichartige polare Entwicklung, ohne die kein Wesen zur Persönlichkeit wird und sich als eine solche behauptet, eine verschiedene und zwar gegensätzliche Orientierung. Die Frau orientiert sich an Personen, auf die sie mit ihrer Sympathie und Antipathie alles bezieht, was sie erstrebt oder beachtet. Sie ist nicht etwa nur auf Personen eingestellt; sie teilt bei-

spielsweise durchaus den beruflichen Ehrgeiz ihres Mannes und sucht sich in Gruppen des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens Geltung zu verschaffen. Aber sie bezieht die Wirkungen aller dieser Strebungen auf die Personen, die ihr nahe stehen. In entsprechender Weise ist auch der Mann nicht etwa allein auf den Wettstreit mit Gruppen eingestellt; auch er sucht den Kontakt mit dem einzelnen Du. Aber er bezieht sein Erleben stets auf die großen Linien seines Daseins, d. h. auf den allgemeinen Horizont, der seinen denkenden Fragen standhält. Wenn z. B. „die Frau die Verurteilung eines Verbrechers gut heißt“ — sagt Lersch<sup>23</sup> — „tut sie es nicht, damit das Gesetz erfüllt werde, sondern weil ihr Gefühl gegen einen schlechten Menschen entscheidet . . . .“, wo für den Mann das Gesetz der Moral oder des Rechts entscheidet.“

Durch diese Entgegensetzung ist das Verhältnis von Mann und Frau zu einem Problem der Norm gemacht; wenn man mit Norm den Bezugsort bezeichnet, auf das die Phänomene des sozio-psychischen Umfeldes und überhaupt die Modifikationen des Daseins bezogen werden. Wäre die Polarität der Hinwendungen zum Selbst und zur Welt symmetrisch, so gäbe es keine Norm für das Dasein; man könnte höchstens von einer Achse des Daseins sprechen. Die soeben angestellte Betrachtung zeigt jedoch, daß die Daseinsauslegung beim Manne und bei der Frau unsymmetrisch ist. Keiner von beiden begnügt sich aber nur mit einem Teil des Daseins, sondern erstrebt das Ganze. Die Norm, auf die er das Ganze bezieht, ist jedoch verschieden. Wenn man sagt, der Mann sei als das sachlichere Wesen der eigentliche Vertreter des Berufes, der seinem Wesen nach ebenfalls sachlich sei, die Frau dagegen sei persönlicher und daher berufsfremder, so ist diese Unterscheidung nicht richtig. Der Beruf ist nicht an sich sachlich, er ist nur zum Teil versachlicht worden. „Die Versachlichung des öffentlichen Lebens“ — sagt Leopold von Wiese<sup>24</sup> — „ist zwar erfreulicherweise noch keineswegs völlig gelungen; aber die Politik hüllt sich fast überall in das Gewand nüchterner Sachlichkeit, mögen dahinter noch so viele nackt persönliche Motive stehen.“ Man kann nur sagen, daß sich der Beruf wie auch das Privatleben in den Augen des Mannes in ein vorwiegend sachliches Schema gliedert. Sein Handeln selbst vollzieht sich jedoch überall da, wo seine eigenste Persönlichkeit zum Einsatz kommt, unbewußt und damit jenseits des gedanklichen Rahmens oder Schemas. Umgekehrt färbt sich in den Augen der Frau alles öffentliche Leben mit den Farben sympathischer und antipathischer Stimmungen; trotzdem kann sie im Vollzuge beruflicher Arbeit sich auch ihrerseits von der klaren Linie der Notwendigkeit leiten lassen.

<sup>23</sup> Vgl. Anm. 4, S. 74.

<sup>24</sup> Vgl. Anm. 9, S. 62.

Weil der Unterschied des Mannes und der Frau sich auf das Ganze des Daseins bezieht, muß er sich auch innerhalb des Berufslebens vorfinden. Da andererseits — wie wiederholt nachgewiesen ist — auch die Frau sämtlicher Einstellungen zum Beruf wie der Mann fähig ist, das heißt, allen vier Sozialtypen angehört, so kann dieser Unterschied zwischen weiblicher und männlicher Mentalität nur in einem Mehr oder Minder bestehen, nach dem sich Frauen und Männer auf die verschiedenen Sozialtypen verteilen. Wegen der betonteren Beziehung der Frau auf das Persönliche und der betonteren Beziehung des Mannes auf das Sachliche gehören mehr Frauen zu dem Typus des Privatmenschen und dem Protektionstyp, dagegen relativ mehr Männer zu den Typen des Berufsmenschen und des Korrekten.

Bevor diese Konsequenzen in praktischer Hinsicht weiter verfolgt werden, soll im folgenden zunächst noch einmal geprüft werden, wie sich die dargelegte Auffassung vom Unterschiede der Geschlechter zu anderweitigen Auffassungen verhält. Während die vorgetragene Auffassung an Hand einer sozialanthropologischen Analyse des Phänomens der Familie gewonnen wurde, ist der Unterschied der Geschlechter bei Martha Moers<sup>25</sup> mehr von physiologischen Gegebenheiten her gewonnen, bei Lersch<sup>26</sup> am Psychologischen und bei Leopold von Wiese<sup>27</sup> am Soziologischen orientiert.

c. Das verschiedene Verhältnis, das Mann und Frau zum Sachlichen und zum Persönlichen haben, wird nach den letzten Ausführungen als eine Frage der Orientierung oder Norm gedeutet. Andere Deutungen führen denselben Sachverhalt auf andere Grundmotive zurück.

Das Grundmotiv, von dem Martha Moers ausgeht und auf das sie die „stärkere Gerichtetheit der Frau auf das Persönliche“ bezieht, ist ein psycho-physisches. Sie führt die Gerichtetheit auf das Persönliche darauf zurück, daß andere seelische Antriebe ihr Verhalten bestimmen, als es beim Manne der Fall ist, und sieht die Wurzeln für die anderen Triebe in ihrer anderen vital-seelischen Struktur, die durch ein besonderes Gleichgewicht ihrer körperlichen und seelischen Kräfte bestimmt sei. Im Anschluß an physiologische Untersuchungen von Atzler und Sellheim<sup>28</sup> zeigt sie anschaulich, daß von der inneren Kraft der Frau normalerweise nur ein ganz bestimmter Prozentsatz für den Daseinskampf zur Verfügung steht, während andere Kräfte für ihren eigenen Aufbau, ihre Bestandserhaltung oder für die Fortpflanzung benötigt werden. Ist die Frau gezwungen, auf den Daseinskampf mehr Kräfte

<sup>25</sup> Vgl. Anm. 8.

<sup>26</sup> Vgl. Anm. 4.

<sup>27</sup> Vgl. Anm. 9.

<sup>28</sup> Vgl. Anm. 8, S. 35—37.



zu verwenden, als ihr von Natur hierfür zur Verfügung stehen, so muß dies auf Kosten anderer Kräfte gehen, die entweder ihrem Aufbau oder ihrer Bestandserhaltung oder der Fortpflanzung zugeordnet waren. Es ist daher einzusehen, daß das Gleichgewicht ihrer physiologischen Kräfte sich in einem entsprechenden seelischen Gleichgewicht widerspiegelt, das ebenfalls nicht gestört sein will, sondern ein ganz bestimmtes Maß von Hinwendung auf den Daseinskampf verlangt. Dies besagt im Sinne von Martha Moers: Das Persönliche spielt anteilmäßig im Leben der Frau eine größere Rolle als im Leben des Mannes; sie verhält sich jedoch der Welt der Dinge gegenüber, „sofern sie ihr als Forderung zur sachlichen Leistungseinstellung gegenübertritt, unberührter, uninteressierter und kühler“. Auf unsere kurze Formulierung gebracht, würde dies heißen: Die Frau bringe Personen ein größeres Interesse, Sachen und Gruppen dagegen ein geringeres Interesse entgegen. Demgegenüber war im vorangehenden versucht worden, zu zeigen, daß von Mann und Frau an sich jeder auf beides eingestellt ist, nur daß die Frau auch ihr Verhältnis zu Gruppen und Sachen am Persönlichen orientiert.

Dies ist offenbar ein grundlegender Unterschied. M. Moers folgert selbst (S. 52): „Die Frau ist“ — von Ausnahmen abgesehen — „an den Vorgängen und Aufgaben der Arbeit nur insofern interessiert, als sie in Beziehung stehen zu den Werten einer persönlich bestimmten Sphäre.“ M. Moers teilt hiernach die Welt der Arbeit in zwei verschiedene Anteile auf: einen persönlichen und einen sachlichen und meint, daß sich die Männer und die Frauen in diese beiden Sphären der Arbeit teilen. Demgegenüber meine ich, daß jede Arbeit persönlich und sachlich aufgefaßt werden kann; daß der Mann dazu neigt, jede Arbeit vorwiegend sachlich aufzufassen, während die Frau jeder Arbeit vorwiegend persönlich gegenübertritt. Es muß hiernach möglich sein, daß die Berufsarbeit dadurch ihren Charakter verändert, daß an ihr außer den Männern auch Frauen teilnehmen. Nach Martha Moers' Auffassung wäre dies nicht möglich, weil sie das öffentliche Leben und den Beruf als Gegebenheiten ansieht, von denen die Männer und Frauen sich jeweils nur diejenigen Abschnitte auswählen können, die ihnen gemäß sind.

Aus diesen beiden Auffassungen ergeben sich abweichende Beurteilungen des Phänomens der Frau im Beruf und im Betrieb. Es fällt auf, daß M. Moers fast nichts über das Persönliche im Betriebsleben sagt und das Phänomen der Betriebsatmosphäre überhaupt nicht berührt. Sie fragt stets nur nach den Wirkungen, die die Berufsarbeit und der Betrieb auf die Gesundheit und Psyche der Frau ausüben. Sie fragt aber nicht danach, welchen Einfluß die Mitarbeit der Frau auf das Betriebsleben und die Berufsarbeit hat.

Demgegenüber wird jeder, der das Betriebsleben aus eigener Anschauung kennt, bestätigen, daß es falsch ist, bei der Betrachtung des Betriebsphänomens die sachliche Organisation für wichtiger als die Personenfrage oder gar allein als maßgebend für den Aufbau des Betriebes anzusehen. Es sei hierzu auf die wiederholten Bemerkungen L. v. Wieses<sup>29</sup> Bezug genommen, der sich ebenfalls gegen das Vorurteil wendet, daß das Sachliche stets über dem Persönlichen stünde. Faßt man den Unterschied von Mann und Frau strukturell auf, so kann man nach v. Wiese die weibliche Einheitlichkeit der männlichen Zerlegtheit des abstrakten Denkens und der Organisation entgegensetzen. Die männliche Zerlegtheit sei Voraussetzung für die Arbeitsteilung unseres Berufslebens. Er zitiert G. Simmel<sup>30</sup>: „Hätte in unserer Kultur nicht das Sachelement eine so entschiedene Prerogative vor dem Personalelement, so wäre die moderne Arbeitsteilung gar nicht durchzuführen, und umgekehrt, bestände diese Arbeitsteilung nicht, so könnte es nicht zu jenem objektivistischen Charakter unserer Kulturinhalte kommen.“ Diesem männlichen Prinzip stellt Simmel als positive Ergänzung die Eigenart der Frau entgegen, „daß ihre Peripherie enger mit dem Zentrum verbunden ist, die Teile mehr mit dem Ganzen solidarisch sind, als in der männlichen Natur“. Er fügt allerdings hinzu, daß diese Unterscheidung eine relative sei. Hier wird also ausdrücklich der bestehende Zustand der Sachlichkeit der Männerberufe als einseitig hingestellt, der einer Ergänzung durch ein Gegenprinzip bedürfe. Diese Ergänzung braucht — wie numehr hinzugefügt werden soll — nicht notwendig außerhalb des Berufes gesucht zu werden. Es sei davon abgesehen, daß, wie v. Wiese betont, hinter der Sachlichkeit des beruflichen Verhaltens meistens sowieso personale Motive stehen. Um aber die Zerlegtheit einer sachlichen Organisation in spezialistische und daher auch eigenstrebige Einzelgänger zusammenzuhalten, bedarf es eines einheitlichen Prinzips, das das Geteilte wieder zusammenfügt. Die polare Ergänzung zur Sachlichkeit ist ein unumgängliches Erfordernis jedes Betriebs- und Berufslebens. Die notwendige Fähigkeit zur Einheitlichkeit, die an sich vorzugsweise der Frau eigentümlich ist, mußte bisher von den Männern selbst aufgebracht werden, solange die Frau noch nicht an maßgebender Stelle im Beruf mitwirkte. Das Eintreten der Frau in die höheren Berufsschichten auf Grund der Frauenbewegung hat daher eine ganz neue Möglichkeit geschaffen, die Gegensätzlichkeit von Mann und Frau zu einer gegenseitigen Polarisierung und Hilfeleistung im öffentlichen Leben auszunutzen.

---

<sup>29</sup> Vgl. Anm. 9.

<sup>30</sup> G. Simmel: Weibliche Kultur. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. 33. Bd. Tübingen 1911.

Bevor diese Konsequenzen weiter verfolgt werden, sei noch eine Auffassung herangezogen, die aus einer vorwiegend psychologischen Einstellung entspringt. Auch Lersch<sup>31</sup> orientiert seine Erörterung über den Wesensunterschied der Geschlechter an der Polarität der entgegengestrebigen Persönlichkeitswerdung in Richtung auf das eigene Ich und in Richtung auf die Welt. Er unterscheidet zwei Richtungen, in der die „Selbstverwirklichung“ vor sich geht und die sich wie Einatmen und Ausatmen zueinander verhalten: „Als inne werdendes Erleben und als wirkendes Tätigsein.“ Mann und Frau stehen beide unter dieser Doppelpoligkeit. Während ich jedoch im vorhergehenden Abschnitt versucht habe, die Unterschiedlichkeit, mit der sich diese Doppelpoligkeit beim Manne und bei der Frau verwirklicht, in seiner soziologischen Bedeutung herauszuarbeiten, durchleuchtet Lersch das Problem psychologisch. Während Martha Moers die Unterschiede auf verschiedene Antriebssphären zurückführt, fragt Lersch nach den unterschiedlichen Zielen, d. h. nach der unterschiedlichen psychischen Motivation. Er findet, daß sich das Tätigsein des Mannes in der „Vergegenständlichung seines Daseins im Werk“ erfülle. Der Mann ist danach ein Werk-schaffender, der sich aus der Zeit in die Zeitlosigkeit zu objektivieren suche. Die Frau dagegen „wirkt durch ihr Wesen“, sie bleibt also nach Lersch in der Zeit. Dieselbe Gegensätzlichkeit findet er in der Vollzugsrichtung des innewerdenden Lebens. Die beiden Prozesse der Entfaltung zur Welt und zum Ich münden also nach Lersch beim Manne und bei der Frau in verschiedene Ziele ein. Sie divergieren. Dies zeige sich auch in dem verschiedenem Welthorizont, der das männliche und weibliche Leben umgreife. Die Frau lebe in einer geschlossenen Nahwelt, während der Mann eine offene Fernwelt vor sich habe. So gehen nach Lersch die Strebungen von Mann und Frau letzten Endes auseinander. Die Konsequenz, die er daraus für das Verhalten im Berufsleben zieht, ist die gleiche, wie sie schon bei Martha Moers angetroffen war: Der Frau liege das Gegenständliche der Technik nicht oder weniger als dem Manne; ihr Interesse sei vielmehr stärker auf den aktuellen Vollzug des Daseins selbst, d. h. auf das Erleben gerichtet.

Man darf sich nicht damit begnügen, nur in Betracht zu ziehen, daß hier — wie bei allen anderen Erörterungen — selbstverständlich immer nur vom einem Mehr oder Minder die Rede sein soll. Die gegensätzlichen Welthorizonte beispielsweise, die Lersch beim Manne und bei der Frau unterscheidet, finden sich auch bei Leo Frobenius<sup>32</sup> als die beiden grundsätzlichen Strukturmöglichkeiten aller Weltanschauungen wieder. Er unterscheidet Welthöhle und Weltweite als die beiden

<sup>31</sup> Vgl. Anm. 4.

<sup>32</sup> Leo Frobenius: *Paideuma. Umriss einer Kultur- und Seelenlehre*. München 1921. S. 92, 40—41.

Lebensgefühle, die den Weltanschauungen, — also den Weltanschauungen der Männer — innewohnen; daß die eine mehr der weiblichen, die andere mehr der männlichen Psyche gemäß ist, widerspricht dem nicht. Es gilt nun aber die Frage zu beantworten, aus welchen grundsätzlichen Strukturunterschieden sich diese relativen Verschiedenheiten verstehen lassen.

Verfolgt man die beiden von Lersch aufgezeigten divergierenden Wege weiter, die Mann und Frau im Vollzuge ihrer Selbstverwirklichung gehen, so ergibt sich folgendes: Der Mann „entzeitigt“ sich, um sein aktuelles Erleben im Werk zu objektivieren. Wohin führt nun die Objektivierung im Werk? Es sei jetzt von der rein psychologischen Fragestellung, die das Bewußtsein des werkschaffenden Mannes selbst abtastet, zur soziologischen Frage übergegangen: Was aus dem Werk wird, wenn es sich aus dem Bewußtsein des schaffenden Mannes abgelöst hat, für wen also das Werk da ist. Sinn und Ziel der Vergegenständlichung ist offenbar, daß das Werk erneutes Erleben in anderen auslösen soll. Und zwar ist es wesentlich, daß dieses Erleben — es mag u. U. ein ganz anderes als das sein, das zu seiner Schaffung geführt hat — nicht nur in einer bestimmten Person ausgelöst wird, für die das Werk vielleicht geschaffen worden ist; sondern daß grundsätzlich jeder, der hellhörig ist, durch den Atem des Werkes berührt wird und die Starrheit des Werks in aktuelles Dasein zurückverwandelt.

Hiermit ist der Kreislauf geschlossen. Wie Lersch ausdrücklich betont, sind viele, wenn nicht alle geistigen Schöpfungen der Männer nicht denkbar ohne Bezug auf einzelne Personen. Lersch spricht hier vom Bezug auf die Frau und erinnert an die Werke Dantes, Goethes, Hölderlins und Richard Wagners. Steht also am Anfang des Zirkels die einzelne Person, die in der Du-Beziehung schöpferisches Erlebnis zu stiften oder helfend zu fördern vermag, so steht am Ende die Gruppe oder — bei Schöpfungen weltweiter Bedeutung, wie es die genannten Beispiele sind — die Menschheit. Hiermit ist aber gezeigt, daß die Auffassung Lerschs, die sich aus psychologischer Sicht ergeben hatte und in diesem Horizont divergierende Wege aufzeigte, sich in einer allgemeineren sozialpsychologischen Schau ebenfalls verstehen läßt. Nur verschwindet unter dem weiteren Aspekt die ursprüngliche Verschiedenheit der Auffassung. Die Tendenz des Mannes zur Vergegenständlichung ist demnach keine grundsätzlich entgegenstrebige Verhaltensweise zu der der Frau; sondern auch die Vergegenständlichung ist letzten Endes wiederum Zwischenstufe für erneutes Erleben. Aber es unterscheidet sich das Verhalten des Mannes von demjenigen der Frau durch die verschiedene Orientierung: Der Mann orientiert all sein Verhalten und seine Selbstverwirklichung, sei sie auf das Innere

oder auf das Äußere gerichtet, an Gruppen, die Frau dagegen an Personen.

Daß der Mann, wenn er sich in der von ihm geschaffenen heutigen Berufswelt betätigt und sich dabei im Wettstreit mit Gruppen befindet, sich erst recht an Gruppen orientiert, indem er die Fluchtlinien seines Handelns auf fernste Zielpunkte verlaufen läßt, ist selbstverständlich. Die Struktur seines Wirkens selbst steht jedoch in keinem absoluten Gegensatz zu demjenigen der Frau; denn gerade durch die großen Linien seines Planens fügt der Mann wieder zu einer Einheit zusammen, was er durch seinen Verstand und seine Arbeitsteilung zerlegt hatte. Er bewährt also hier die Tugend der Einheitlichkeit, die als eine vorzugsweise Eigenschaft der Frau hingestellt wurde.

Umgekehrt weist auch die Frau in ihrem persönlichsten Erleben im engeren Umkreis ihres eigenen Ich die angeblich rein männliche Eigenschaft auf, das Kleinteilige am Ganzen zu sehen. Gerade weil sie in ihrem Urteil und in ihrem Innewerden auf die Ganzheit einer Gestalt, insbesondere die Geschlossenheit eines Charakters, gerichtet ist, bemerkt sie mit wachem Auge auch die Fehler: sie weiß, daß — wie beim Märchen vom Zinnsoldaten — irgendwo an der Vollendung eines Menschen etwas fehlt, und ist sich hell bewußt, daß jedes Wesen aus verletzlichen Teilen zusammengesetzt ist. Sie bemerkt daher die Zusammengesetztheit des öffentlichen Lebens und der beruflichen Vorgänge erst recht. Man kann nicht einfach sagen, daß ihr beispielsweise der sachliche Apparat des Berufslebens gleichgültig oder gar zuwider sei. Sie orientiert nur das sachliche Geschehen innerhalb eines Betriebes, an dem sie selbst durchaus willig beteiligt ist, an ganz anderen Linien als der Mann. Sie spürt auch hier sehr schnell die Fehler auf, wo das Zinn nicht gereicht hat, und findet dort stets etwas Persönliches. Sie findet fast in jeder noch so ernsten geschäftlichen Situation irgend etwas persönlich Lächerliches und beweist damit, daß die Berufswelt eben nicht rein sachlich ist, sondern aus Gruppen von Menschen besteht und von Humor erfüllt ist. Dies ist ein Moment, das die Frau im Betriebsbetrieb in hervorragender Weise charakterisiert und bei rein „sachlichen“ Untersuchungen niemals beachtet wird.

d) Die berufsanthropologische Polarität der Geschlechter äußert sich nach den voranstehenden Erörterungen darin, daß Männer und Frauen sich in anteilmäßig verschiedener Weise auf die Sozialtypen des Berufs verteilen. Durch die Beteiligung der Frauen am Berufsleben ist daher eine größere Möglichkeit gegeben, daß genügend viele Vertreter des reinen Privatmenschen und des Protektionstypus in einer Betriebsgemeinschaft vorhanden sind, um die Starrheit rein beruflicher Gruppen zu kompensieren.

Hierin erschöpft sich aber selbstverständlich nicht die Verschiedenheit von Mann und Frau im Beruf. Die „schöpfungsmäßige Urgegebenheit von Mann und Frau und ihre Grundzuordnung“ ist vielmehr — wie E. Michel<sup>33</sup> eindringlich sagt — „ein primär nur anthropologisch, nicht psychologisch erfaßbares Grundelement“. Außer der anteilmäßigen Zusammensetzung kommt es daher auch auf die rang- und gruppenmäßige Beziehung an, in der Männer und Frauen innerhalb eines Großorganismus zueinander stehen.

Hierbei ist z. B. zu beachten, daß der Sozialtypus einer Frau im allgemeinen leichter durch das Umfeld beeinflußt wird als der des Mannes. Vor allem verändern Frauen unter sich ihren Typus stärker als Männer unter sich. Eine Frau, die in einem kleinen Büro mit nur einer oder zwei Kolleginnen oder mit mehreren Männern ein verträglicher Privatmensch ist, wird in einem großen Büro mit nur weiblichen Kolleginnen zusammen, etwa in einem Schreibzimmer, oft zum unverträglichen Berufsmenschen, der eifersüchtig sein Ressort verteidigt, weil ihm in diesem Umfelde die Polarisierbarkeit genommen und damit der private Boden entzogen ist. Ein reines Lehrerinnenkollegium zerfällt aus demselben Grunde sehr leicht in ein heterogenes Cliquesystem. Die Prägung des Mannes ist dagegen viel stabiler und wird höchstens durch die Begegnung mit einer einzelnen Frau im positiven oder negativen Sinne ins Private umgefärbt. Die Frau verändert u. U. ihren Sozialtypus, wenn sie von einem Arbeitssaal in ein Büro geht. Der Mann wird zwar auch durch den Raum und die sonstige Umgebung psychisch stark beeinflußt; er bleibt aber im Grunde der Typus, der er ist.

Diese leichtere Induktibilität der Frau muß bei der Arbeitsplatzverteilung im Betriebe wohl beachtet werden. Durch sie zeichnet sich allerdings nur die berufstätige Frau in den mittleren Stellungen aus, d.h. die Angestellte, die mit nur einigen wenigen Kollegen und Kolleginnen zusammen arbeitet: diese vermag Stimmungen der Umgebung weiter zu tragen und umzuwandeln. Sie hat daher aktiven Anteil an der Ausbildung der Erlebnisstruktur einer Werkgemeinschaft. Die Arbeiterinnen dagegen, die scharweise in Hallen arbeiten, besitzen diese Fähigkeit nicht, weil sie durch die Wucht ihres Umfeldes in der gleichen Weise gehemmt sind wie die arbeitenden Männer.

4. Das, was die Gegenwart auszeichnet und als ein Resultat der Frauenbewegung anzusehen ist, ist das Eindringen der Frau in die mittleren und höheren, zum Teil leitenden Stellungen innerhalb der beruflichen Betriebe (Gertrud Bäumer<sup>34</sup>). Gewiß ist dies früher schon ausnahmsweise vorgekommen. Es war aber nicht die Regel. Die Frau

---

<sup>33</sup> Vgl. Anm. 4, S. 486.

ist immer nur, und zwar von Anbeginn der Maschinenarbeit — vor allem in England und auch in Deutschland — als Fabrikarbeiterin tätig gewesen (Hedwig Maaß<sup>35</sup>). Ein grundsätzlicher Wandel der Verhältnisse und die Möglichkeit zu noch weiteren Entwicklungen ist erst mit dem Einzug der Frau in die mittlere Gesellschaftsschicht des Berufs eingetreten: sie hat der Betriebsatmosphäre eine neue Note verliehen. Die Frau als Arbeiterin ist der Gefahr zu stark ausgesetzt, zu vermännlichen, teils weil sie unter einem zu starken körperlichen Druck der Arbeit leidet, teils weil sie durch zu starkes Eingespanntsein in die Tretmühle des Geldverdienens über Gebühr seelisch belastet ist. Sich hiergegen zu wehren, hat sie äußerlich zu wenig Freiheit und innerlich zu wenig Kraft.

Die Frau in den mittleren Regionen des Betriebes, z. B. als Stenotypistin, Vorzimmerdame, Laborantin, besitzt die Möglichkeit, in erster Linie als Protektionstypus das Berufliche vollauf mit ihrer Weiblichkeit zu verbinden. Sie hat darüber hinaus die Möglichkeit, auf ihre Umgebung wärmespendend einzuwirken und im Verkehrston da ausgleichend zu wirken, wo sich unnötige Härten ergeben, und zum Teil Spannungen zu lösen, die auf bloßem menschlichen Unverständnis beruhen. Sie wird überhaupt ihre Umgebung in der Richtung beeinflussen, die Umgangsformen zu verbessern und den gesamten Verkehrston zu verfeinern. Dies wirkt verbindend, gemeinschaftsfördernd und hebt das ästhetische Niveau. „Wer einmal in irgendeiner Fabrik, einer Werkstätte, einem Büro gesteckt hat, der weiß, daß eine einzige mütterliche Frau die eiskalte Luft eines bloßen Konkurrenzbetriebes auf eine gedeihliche menschliche Temperatur erwärmen kann.“<sup>36</sup> Seit Beginn der Frauenbewegung ist dies als wesentlicher Zug und eigentliche Aufgabe der Frau angesehen worden: Mit ihrer Mütterlichkeit „die Arbeit des Mannes im Kulturleben zu ergänzen“ (Gertrud Bäumer<sup>37</sup>). Dabei muß man „Mütterlichkeit“ in seiner allgemeinsten Bedeutung verstehen, als „Zug zum Persönlichen, Konkreten, jene schnellere und tiefere Fühlung mit der menschlichen Eigenart, die der Urgrund ist des psychischen Altruismus, des Mitleids, der Liebe, die auch in ihren geistigsten Formen die Züge des Weibes trägt.“ (Helene Lange<sup>38</sup>).

<sup>34</sup> Gertrud Bäumer: Die Frau in der Kulturbewegung der Gegenwart. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft 32, herausg. von Lövenfeld und Kurella, Wiesbaden 1904. S. 30.

<sup>35</sup> Hedwig Maaß, vgl. Anm. 7, S. 33 ff.

<sup>36</sup> Hannah Vogt: Der Auftrag der Frau in Haus und Beruf. Die Sammlung, II. Jahrg. Heft 7, 1947. S. 358—366.

<sup>37</sup> Gertrud Bäumer: Handbuch der Frauenbewegung I, S. 104.

<sup>38</sup> Helene Lange: Zitiert nach Maaß, vgl. Anm. 7, S. 111. Vgl. auch Erika Hantel: vgl. Anm. 6, S. 42—45.

Weniger beachtet ist wohl der Weg, auf dem sich diese Sendung der Frau im Betrieb durchsetzt und erfüllt. Es handelt sich hier um eine Kulturarbeit, die langsam durch die bürgerliche Frau in den Beruf eindrang. War aber erst einmal ein solcher Ton in ihrem Umkreis erklingen, so pflanzte er sich bald in die anderen Sphären hinein fort; denn der Ton breitet sich im Betriebe stets von oben nach unten aus. Die Angestellte gibt nunmehr auch Anreiz und Vorbild für die Arbeiterin ab. Weil die Arbeiterin sieht, daß neben ihr die bürgerliche Frau im Betriebe ihre Weiblichkeit bewahren kann, wird nun auch sie versuchen, sich in derselben Richtung zu entwickeln und zu behaupten. Unterstützt wird dies durch den Arbeiter, der auch frauliche Arbeitskameradinnen zu haben wünscht, die er den Frauen des Büros ebenbürtig zur Seite stellen kann, was wiederum auf sein eigenes Niveau und seine Haltung zurückwirkt. Auf diese Weise erfahren sowohl die Arbeiter als auch die Arbeiterinnen eine Erziehung zum menschlichen und menschenwürdigen Dasein innerhalb der Fabrik. Die Frauen bringen damit ein freundliches Moment in den Arbeitstag hinein und erlegen sich selbst wie dem Manne die Verpflichtung auf, den anderen gegenüber Achtung zu erweisen und Haltung zu bewahren. Dies ist aber kein objektiv starres, von der Betriebsleitung vorgeschriebenes Gesetz mehr, was jeden einzelnen in seiner Handlungsweise restlos festlegt; sondern dem einzelnen ist jetzt auf persönlich-gesellschaftlicher Ebene auch innerhalb des Berufslebens die Freiheit gegeben, sich selbst die Grenzen seines Tuns und seines Verhaltens zu ziehen. Damit ist eine erste Vorbedingung dafür erfüllt, daß auch der Arbeiter sich im Betriebe als Mensch und sittliche Persönlichkeit fühlen darf.

Alle Abteilungen, in denen Männer und Frauen in einem gesunden zahlenmäßigen und moralischen Verhältnis zueinanderstehen, atmen eine fast familienhafte (nicht familiäre!) Atmosphäre und bilden echte Organe eines größeren Ganzen. Hierdurch ist die starre Schranke zwischen beruflicher und privater Sphäre gefallen, und das versöhnende Band wird auch für den reinen Berufsmenschen und den Korrekten spürbar. Auch er bewegt sich, wenn auch im Gegensatz zu den beiden anderen, in dieser Hinsicht aufgeschlosseneren Typen mehr unbewußt, beim Übergang vom Beruf in das Privatleben und umgekehrt nicht mehr in zwei zueinander völlig fremden Welten. Das darf auch vom Berufsmenschen gesagt werden, da er Rudimente eines privaten Daseins durch mindestens äußere Zugehörigkeit zu einer Familie oder einem Haushalt besitzt. Wenn sich der Mann auf seinem Schreibtisch im Büro das Bild von Frau und Kindern aufstellt und seine Kontoristin ihm die Blumen am Fenster begießt, so wird nicht nur ihm selbst, sondern auch seinen Besuchern der Aufenthalt behaglicher und die Arbeit lebensnäher und erfreulicher.



Die ungesunde Spannung zwischen nur gleichartigen Elementen, die bloß sachliche und infolgedessen einseitige Beziehung miteinander pflegen, birgt die Gefahr tiefenpsychologischer Verkrampfungen und Hemmungen, wie sie mit Nachdruck besonders Freud an unserer Kultur gerügt hat. Das Dazwischentreten weiblicher Elemente mit ihrem fraulichen Wesen und ihrer verständnisvollen Aufgeschlossenheit für seelische Stimmungen, die die Berufserlebnisse notwendig begleiten, erzeugt die notwendige Polarisation (E. Hantel<sup>39</sup>). Der Mann kann nicht jede ihn erregende Schwingung mitnehmen, um sie erst in seiner häuslichen Umgebung wieder loszuwerden, und er soll dies auch nicht; sein eigenstes Privatleben, das er im Hause führt, wird durch eine ausgleichende Betriebsatmosphäre von den kleinen Ärgernissen des Tagewerks entlastet.

Daß selbstverständlich hierdurch auch genügend Anlässe zu Eifersuchts- und Ehe tragödien entstehen, ist zuzugeben. Derartige Gelegenheiten werden aber nicht durch das moderne Berufsleben erst geschaffen, sondern lediglich aus der Sphäre des Wirtshauses in die des Betriebes verlegt. Im ganzen gesehen werden sie hierdurch sogar in eine kultiviertere und sublimiertere Form verwandelt. Dies ist ethisch und volksbiologisch gewiß nicht zu unterschätzen<sup>40</sup>.

Durch die Frauen im Beruf wird die Kampfstellung zwischen den beiden sozialen Mächten des Berufs und der Weiblichkeit in ein Zusammenspiel verwandelt, das auf beide in gleicher Weise veredelnd und fördernd wirkt. Die berufstätige oder berufstätig gewesene Ehefrau der bürgerlichen Schichten nimmt sowohl ihrem Ehemann als auch den schlechter gestellten, stets mitverdienenden Ehefrauen gegenüber eine verständnisvollere Haltung ein. In ihr ist eine neue Dimension des Weltverständnisses aufgeschlossen, was auf ihr Gesamtverhalten und ihre Persönlichkeit förderlich zurückwirkt. Man darf daher zusammenfassend sagen: die Frau hat durch ihr Erscheinen im Beruf nicht nur die Entwicklung unseres heutigen Berufslebens heilsam beeinflusst, sondern auch eine wohltätige Wirkung auf die allgemeinen sozialen Verhältnisse ausgeübt.

---

<sup>39</sup> Vgl. Anm. 6, z. B. S. 45.

<sup>40</sup> Vgl. die Entgegnung von R. Schottländer: Erotik und Beruf auf einen Aufsatz von W. von Hollander: Sexualität und Jugend. Beides in: Nordwestdeutsche Hefte, 1. Jahrg. 1946, Heft 9 und 2. Jahrg., Heft 1—2, S. 60. Sch. sagt: „Überschätzung und Unterschätzung der Erotik müssen aus der unnatürlichen Steigerung des Berufsgedankens abgeleitet werden.“ Dies trifft sehr richtig auf den Typus des reinen Berufsmenschen zu. Durch das Hinzutreten der anderen Sozialtypen entsteht für das Berufswesen insgesamt die richtige Einschätzung des Berufsgedankens.